

JANNA HAGEDORN | Friesenherz

Über dieses Buch

Eine sportliche Lehrerin mit Eigenheim und eine Performance-Künstlerin aus dem Szeneviertel – unterschiedlicher als Maike und Ann, die in einem Wellnesshotel an der Nordsee aufeinandertreffen, können zwei Frauen kaum sein. Maike hat diesen Urlaub von ihrem Mann Torge zum Vierzigsten geschenkt bekommen, doch auch Ann, die ewig Jugendliche, Ungebundene, ist schon bei der bösen Vier angelangt. So gegensätzlich sie auch sein mögen, für beide ist dieser Geburtstag ein Wendepunkt. Der Moment, das Leben noch mal spürbar zu verändern. Was als Zwangsgemeinschaft beginnt – Maike versucht, sofort wieder abzureisen, doch ein Sturmtief verhindert dies –, wird bald der Beginn einer echten Freundschaft. Sei es das verlorene Gefühl einer jungen Liebe, das nun mit Jan, dem jungen Wattführer, im Strandkorb neu erwacht, oder die Tatsache, schwanger zu sein und vom Vater fehlt jede Spur – es herrscht eine unvermutete Einigkeit bei der Suche nach dem neuen Ich. Bis Ann und Maike feststellen, dass sie weit mehr miteinander verbindet, als ihnen lieb ist.

»Originell und lustig, ohne das Älterwerden billigem Gelächter preiszugeben.« *Petra*

»Ein Frauenbuch, das mehr kann als Sprüche klopfen.« *Grazia*

Über die Autorin

Janna Hagedorn, Jahrgang 1969, ist Journalistin und schreibt u. a. für *Freundin*, *Vital* und *Petra*. Unter dem Namen Verena Carl hat sie bereits sehr erfolgreiche Romane und Kinderbücher herausgebracht. Im Diana Verlag erscheint auch ihr Roman *Yogis küsst man nicht*. Die Autorin erhielt zweimal den Hamburger Literaturförderpreis und lebt mit ihrer Familie in Hamburg. Gerade schreibt sie an ihrem neuen Roman.

JANNA HAGEDORN

Friesenherz

ROMAN

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 03/2015

Copyright © Verena Hagedorn

Copyright © 2013 und © 2015 dieser Ausgabe

by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch

die Literarische Agentur Michael Gaeb

Redaktion | Heiko Arntz

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © plainpicture/vonwegener.de; Shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-35840-9

www.diana-verlag.de

1

»Ich hätte gerne einen Leuchtturm«, sagte Ann. »Einen eigenen Leuchtturm, ganz für mich allein.« Dabei deutete sie mit einer unbestimmten Geste in die Ferne.

Sie hatte die Schuhe ausgezogen und an den zusammengeknöteten Schnürsenkeln über ihren Arm gehängt. Bei jedem Schritt stupsten die Gummispitzen ihrer knöchelhohen Stofftreter gegen ihren Oberschenkel. Die Schuhe sahen aus wie ein neckisches Accessoire, mit dem sie genauso gut auf der Straßencafémeile ihres Hamburger Wohnviertels hätte flanieren können. Das Wasser kringelte sich um ihre nackten Füße und leckte an ihren Knöcheln wie ein junges Kätzchen. Wie idyllisch.

Wenn nicht die ein oder andere Kleinigkeit das Bild gestört hätte.

Erstens: Außerhalb des wandernden Lichtkegels, den der Leuchtturm von Süderhörn über die Wattfläche ausgoss, war es stockfinster.

Zweitens: Es war November und zum Barfußgehen deutlich zu kalt. So kalt, dass unser Atem uns in kleinen Wölkchen vor den Mündern stand.

Drittens und schlimmstens: Dieses nette kleine Kätzchen würde schon ziemlich bald seine Krallen ausfahren. Um das zu wissen, brauchte ich keinen Gezeitenkalender. Leise kam die Flut daher, aber mir machte sie nichts vor. Bald würden wir hüfthoch im eisigen

Wasser stehen. Die Nachbarinsel war noch dazu verdammt weit weg. Den Rückweg zum Leuchtturm von Süderhörn würden wir auch kaum noch schaffen.

Und als wäre das noch nicht genug, war ich auch noch schuld daran. Schuld daran, dass Ann gerade mitten im norddeutschen Wattenmeer ihr Leben riskierte oder, wenn man es genau nahm, sogar noch ein weiteres Leben. Schuld daran, wenn ich selbst innerhalb der nächsten zwei Stunden ertrinken und Ronja nie wieder sehen würde. Dabei war ich losmarschiert, um meine Tochter zu retten. Das war wohl gründlich schiefgegangen. Wenn hier jemand Rettung nötig hatte, dann ich, ihre Mutter. Und Ann. Die natürlich auch.

Okay, zugegeben: Vorgestern hätte ich der Vorstellung durchaus etwas abgewinnen können, wie Ann mit ihren zarten Künstlerfüßen durch die eisigen Priele stolperte, wenn schon nicht in den Tod, dann doch wenigstens ins Verderben. Was hatte ich ihr nicht alles an den Hals gewünscht: Fischvergiftung, Schiffbruch, Skorbut – in beliebiger Reihenfolge. Allerdings hatte ich bei meinen Racheplänen nicht die Möglichkeit erwogen, dass ich bei der Stolperei dabei sein könnte. Ja, dass nicht mal mein Paar wetterfeste Gummistiefel mich auf Dauer vor der Wucht des auflaufenden Wassers bewahren würde.

Der Vollständigkeit halber sollte ich vielleicht noch etwas erwähnen: Bevor Ann zu meiner Intimfeindin wurde, also etwa vor achtundvierzig Stunden, war sie noch so etwas gewesen wie meine neue beste Freundin. Heute war sie meine Leidensgenossin, und dafür hatte sie sich auch noch freiwillig entschieden. Ich hatte nicht gewusst, dass sich das Verhältnis zwischen erwachsenen Frauen derart schnell ändern konnte.

Eines war allerdings klar: Wenn Ann und ich nicht in absehbarer Zeit wieder festen Boden unter den Füßen hätten, würden wir bald für alle Zeiten zu einem Doppelpack zusammengeschnürt

werden, egal, wie unser aktuelles Verhältnis war. Zwei Namen in den Nachrichten, zwei Fotos, zwei Vermisstenanzeigen. Schließlich: zwei Todesanzeigen auf der gleichen Seite im *Hamburger Abendblatt*.

Ein Gedanke tauchte von irgendwoher auf, ploppte in Richtung Oberfläche, blieb dort aber stecken wie ein Fisch, der gegen die Eisdecke eines zugefrorenen Sees stößt.

»Ann?«

Sie wandte mir ihr Gesicht zu. Der Wind zerrte an ihren Rastalocken.

»Ann? Schaffen wir das?« Meine Stimme klang ängstlicher als beabsichtigt.

Sie sah mich mit einem schwer zu deutenden Blick an. Beinahe mütterlich.

»Du darfst jetzt nicht in Panik geraten«, sagte sie fest.

»Ich gerate nicht in Panik!«, schrie ich.

»Weißt du, warum ich gerne einen Leuchtturm hätte?«, sagte sie, und ich war so verblüfft, dass ich beinahe meine Angst vergaß. So ähnlich hatte ich das früher mit Ronja gemacht, wenn sie sich als Kleinkind in einen Schreianfall hineingesteigert hatte: einfach das Thema wechseln. Manchmal hatte es funktioniert. Manchmal nicht.

»Okay«, sagte ich und hörte mir selbst beim Keuchen zu. »Also, warum?«

»Überblick«, sagte Ann und deutete mit großer Geste auf die Schlickwüste um uns herum, die außerhalb des Lichtkegels lag. »Stell dir vor, du hast so ein Teil im Vorgarten stehen, dreißig, vierzig Meter hoch. Und immer, wenn dir alles zu viel wird, steigst du da hinauf und weißt wieder, wie die Dinge liegen. Oder wo das Ziel ist. Wo du hinwillst.«

»Wie praktisch«, gab ich patzig zurück. »Schade eigentlich, dass du so ein Türmchen nicht dabei hattest an dem Abend, als du in dieser komischen Galerie ...«

Da zog etwas an meinem rechten Fuß. Verwirrt brach ich ab und versuchte gleichzeitig dagegenzuhalten. War es jetzt so weit? War das die Frau mit dem roten Rock, die hier auf dem Meeresgrund saß und nach ihrem Opfer schnappte?

Ich versuchte, mich zu beruhigen. Das waren nur friesische Gruselgeschichten, nichts als Folklore. Hier geisterte keine Frau mit einem roten Rock herum, egal, was ich in den letzten Tagen an Seemannsgarn gehört hatte. Hier gab es nur jede Menge Schlick.

Noch einmal versuchte ich, meinen Fuß mitsamt Gummistiefel zu befreien, ungeduldig und heftig, da passierte es: Ich fiel.

Und während ich noch fiel, spürte ich, sah beinahe in Zeitlupe vor mir, wie mein Knöchel sich langsam, langsam verdrehte, unentschlossen, ob er dem feststeckenden Fuß die Treue halten sollte oder eher dem Rest des Körpers. Dann war da dieses Knacksen, mehr ein Gefühl als ein Geräusch, zu leise, um gegen den heulenden Sturm bestehen zu können. Im letzten Moment, ehe ich der Länge lang im Matsch landete, kamen der Gummistiefel und der Fuß mit einem Schmatzen frei, dann waren Anns Hände an meinem Arm und hielten mich.

»Scheiße«, rief sie, »hast du dir wehgetan? Kannst du auftreten?«

Ich versuchte es, so vorsichtig ich konnte. Ein weißer Blitz aus Schmerz durchzuckte meinen Körper. Ich stöhnte auf. Ann ballte die Fäuste und hieb damit auf ihre Turnschuhe ein.

»Bullshit!«, schrie sie dann. »Fuck!«

Ich hätte es vielleicht ein bisschen anders ausgedrückt. Aber in der Sache musste ich ihr recht geben.

»Los, komm«, sagte sie barsch, »steig auf.«

Sie stellte sich breitbeinig hin und ging in die Hocke. Dann bedeutete sie mir mit den Händen, dass ich auf ihren Rücken klettern sollte.

»Bist du sicher?«, fragte ich verdattert, während ich mühsam auf einem Bein balancierte. »Ich meine, du ...«

»Absolut sicher weiß ich nur eines: Wenn wir hier noch länger stehen bleiben, haben wir beide keine Chance.« Noch einmal gestikulierte sie, und das so entschieden, dass ich meinen Widerstand aufgab.

Schwerfällig kletterte ich auf ihren Rücken. Ann richtete sich auf, straffte die Muskeln. Der zuckende Schmerz hatte sich in ein Pochen verwandelt. Es war, als wäre mein Herz in meinen Knöchel gerutscht und würde dort weiterschlagen. Und dann, als hätte sich durch den Sturz plötzlich ein Knoten in meinem Kopf gelöst, wusste ich es wieder.

»Ann!«, rief ich. »Wir sind so gut wie gerettet.«

»So?«, fragte sie skeptisch. »Sind wir?«

»Geradeaus gehen.« Ich umklammerte ihre Schultern. »Einfach geradeaus gehen. Ohne Umwege, ohne Abweichungen aufs Ziel zu. Erinnerst du dich? Neulich, mit Jan? Das Experiment?«

Ann blieb einen Moment starr stehen, dann nickte sie unmerklich. Ich konnte ihn förmlich spüren, den Augenblick, in dem meine Idee bei ihr ankam. Sie packte meine Schenkel fester und holte tief Luft.

»Das werden wir ja sehen«, sagte sie grimmig.

2

Eine Woche zuvor hatte ich noch ganz andere Probleme gehabt. Ich hatte am Fenster des Wellnesshotels »Ananda« gegessen, in den verregneten Novembernachmittag geblickt und über die Form meiner Augenbrauen nachgedacht.

Mit einem seitenlangen Fragebogen auf den Knien wunderte ich mich darüber, dass so viele Jahre vergehen konnten, ohne dass ich je einen Gedanken an diesen Körperteil verschwendet hatte. Ich wusste ja schließlich auch, wie mein Gebiss aussah, mit der winzigen Lücke zwischen den Schneidezähnen, und sogar meine eigenen Hände mit den kantigen Daumen hätte ich vermutlich wiedererkannt, wenn ich sie auf einem Foto gesehen hätte. Aber die Augenbrauen?

Ich blickte hinaus. Dort lag nichts als die glänzende dunkle Fläche des Wattenmeers, darüber ein verhangener Himmel, und die hölzernen Möwenaufstellerchen auf der Fensterbank sahen trübsinnig drein. Die wussten wohl auch keine Antwort.

Noch einmal las ich die drei Auswahlmöglichkeiten, Frage zehn auf Seite eins: dicht und buschig? Das klang nach CSU-Minister. Fein und unregelmäßig? FDP-Hinterbänkler. Dunkler als die Kopfhaare? Vielleicht, aber ich zögerte, bei c mein Kreuzchen zu machen. Denn wenn ich meine Antworten zusammenzählte, später, wollte ich vor allem eines nicht sein: der Kapha-Typ. Das waren diese dicklichen, phlegmatischen Typen, die vollkommen mit

ihrem Leben zufrieden waren, solange es nur regelmäßig etwas zu essen gab.

Ich reckte den Kopf und blickte in den Spiegel, der über dem Schreibtisch in der anderen Zimmerecke hing. Meine Augenbrauen sahen aus, als hätte man jemanden gebeten, ein möglichst typisches Paar zu zeichnen. Nicht zu breit, nicht zu schmal, nicht zu hell, nicht zu dunkel. Keine besonderen Merkmale. Normal, dachte ich. Das ist mein Problem. An mir ist alles normal.

Ich griff wieder nach dem Fragebogen und machte ein entschlossenes Häkchen bei c. Auch wenn mich das der Auflösung näherbrachte, vor der ich mich am meisten fürchtete. Es nutzte nichts, man konnte nicht ewig vor der Wahrheit davonlaufen.

Frage zehn von fünfunddreißig. Wenn ich in dem Tempo weitermachte, musste die indische Ayurveda-Ärztin im ersten Stock noch bis heute Abend auf mich warten. Wobei sie das vermutlich nicht gestört hätte. Auf dem Foto im Hotelprospekt sah Frau Dr. Sidhoo aus wie Kapha in Reinform: klein und rund und gemütlich und durch nichts aus der Ruhe zu bringen.

Ich blätterte die zusammengehefteten Seiten um und las die nächste Frage. Vata und Pitta konnten Hunger ertragen, Kapha nicht. Dann also doch a oder b. Ob ich möglicherweise der schmale, nervöse, hypersensible Typ war? Voll kreativer Einfälle und sprühender Energie? Man sah es mir zwar nicht an, aber das hatte nicht unbedingt etwas zu sagen. Und es hätte mir gefallen.

Bei Frage vierzehn stand ich auf, ging näher an den Schreibtischspiegel und streckte mir selbst die Zunge heraus. Eher gelb oder eher rosa? Eher nass oder eher trocken? Und waren Zungen nicht sowieso eher feucht, im Allgemeinen?

Ich trottete zurück zu meinem Rattansessel mit den blau-weiß gestreiften Kissen und ließ das Antwortfeld frei. Wie lösen Sie Probleme?, stand unter Punkt fünfzehn. Ruhig und analytisch, getrieben von unterdrückter Wut, vermeidend? Die machten es sich

ganz schön einfach, diese Ayurveda-Inder. So einen Fragebogen konnte nur ein Naturheilkundler entworfen haben, der seit Jahren im Lendenschurz unter einem Banyan-Baum meditierte. Keiner, der Ahnung hatte vom wirklichen Leben. Uneindeutig, diese Frage war eindeutig uneindeutig. Was sollte ich da schon hinschreiben? »Kommt darauf an«?

Wenn ich vormittags vor meinem Bio-Profilkurs stand oder von Arbeitsgruppe zu Arbeitsgruppe schlenderte, war ich zum Beispiel ganz der luftige Vata-Typ: erläuterte geduldig, wie das Strukturmodell eines Zuckermoleküls beschaffen war, ließ Schüler laut denken und unterbrach erst, wenn sie das Ergebnis praktisch schon kannten, aber die letzten Zahnrädchen in ihren Köpfen noch nicht ineinandergriffen. Samstagabends, wenn ich Ronja nachsah, wie sie das Haus verließ, war ich eher Pitta. Voll unterdrückter Wut. Und voll schlechtem Gewissen darüber.

Eine Räubertochter hatte ich gewollt, und was hatte ich bekommen? Ronja hatte schon als kleines Mädchen lieber mit Barbies gespielt, als am Bach Staudämme zu bauen, und in den letzten Jahren war dieser Hang noch ausgeprägter geworden, bis Ronja sich schließlich zurechtmachte, als sei sie selbst eine lebende Plastikpuppe mit blauer Perücke und Petticoat. Dass sie zum Gartenfest an meinem Vierzigsten ausgerechnet diesen Maschinenbaustudenten angeschleppt hatte, mindestens zehn Jahre älter als sie, das hatte genau ins Bild gepasst. Ein Prinzesschen, das sich auf Händen durchs Leben tragen ließ.

Vielleicht hätte es mich als Mutter eher beruhigen sollen, dass ihr Freund so viel älter war als sie. Dass er vermutlich nicht betrunken Auto fahren würde, oder was Jungen in Ronjas Alter sonst so anstellten. Aber aus irgendeinem Grund war genau das Gegenteil eingetreten. Es beunruhigte mich. Und zwar sehr.

Was meinen eigenen Mann anging, nun, da neigte ich wohl zur Kapha-Kategorie. Vermeidend. Und, ganz ehrlich: Ich fand das

auch nicht so verkehrt. Über die Jahre hatten Torge und ich diese freundliche Diplomatie erlernt, ohne die eine Beziehung auf Lebenszeit heute gar nicht mehr möglich war. Wir hatten ein gemeinsames Theater-Abo und ein Tandem, über dessen Tempo wir uns beim Treten wortlos verständigten. Sein Bart störte mich nicht beim Küssen, und Torge fasste mir auch nach so vielen Jahren immer noch gern selbstvergessen an den Hintern. Vielleicht nicht der Gipfel der Romantik, aber deutlich besser als das Schicksal vieler unserer Freunde, die das Scheitern ihrer Ehen in Einzimmer-Appartements büßen mussten, weil das gemeinsame Haus endgültig der Bank gehörte.

Nein, wir hatten es gut. Unterm Strich. Torge dachte für mich mit, mehr, als ich es bei den Männern meiner Freundinnen erlebte. Wenn ich Obst auf den Einkaufszettel schrieb, griff er nicht zu den geschmacklosen Äpfeln in der Tüte; wenn wir verreisten, hatte er immer eine Packung Blasenpflaster für mich dabei, falls ich unterwegs ein Paar neue Schuhe kaufte. Und hatte Torge mir nicht diesen Inselaufenthalt zum Geburtstag geschenkt, vollkommen selbstlos? Ein paar Tage ganz für mich, in meinen nächsten Herbstferien?

Zugegeben, im ersten Moment war ich ein bisschen enttäuscht gewesen. Eine Radwanderung an der Moldau hätte mir nämlich auch gut gefallen, und wir sprachen schon lange davon. Tschechische Burgen, tschechisches Bier, dazwischen gemütliche Etappen. Als ich Torges Umschlag öffnete, war ich beinahe sicher, dass Flugtickets nach Prag darin liegen würden. Stattdessen: Wellness.

Was sollte das? Bisher hatte sich die Kosmetikindustrie jedenfalls keine goldene Nase an mir verdient, und das hätte Torge in sechzehn Jahren Ehe schon einmal bemerken können. Und dann noch in Kombination mit ayurvedischer Lebensberatung. Ob Torge dachte, dass Frauen mit vierzig automatisch in die Midlife-Crisis schlitterten? Wollte er mir dabei helfen, diese Krise gleich im Keim zu ersticken?

Aber ich wollte auch nicht jammern. Von meiner Nachbarin wusste ich, dass ihr Mann ihr einen Stapel neue Badezimmerkacheln als Morgengabe zum Vierzigsten untergejubelt hatte. Dabei hatte sie ihm seit fünf Jahren in den Ohren gelegen, das spinatgrüne Siebziger-Jahre-Bad zu renovieren. Mein Blick fiel auf Frage einundzwanzig, und ich blickte mich um wie ertappt. Was mussten diese Inder jetzt auch noch nach meinem Liebesleben fragen? Häufig und ekstatisch, regelmäßig, unregelmäßig? Da half kein Drumherumreden, auch was Sex anging, war ich Kapha. Wenigstens in den letzten Jahren. Es war ja nicht immer so gewesen.

Aber das gehörte vermutlich nicht hierher.

Als ich von den Seiten aufblickte, war ich einen kurzen Moment irritiert, als ich wieder dieses Bild über meinem Bett entdeckte. Es passte so gar nicht zu diesem kleinen Hotel, den Vorhängen im Landhaus-Look, den Holzmöwen, den Badezimmerseifen in der knisternden Blümchenverpackung. Vielleicht wäre es in einer schicken Stadtwohnung gar nicht weiter aufgefallen, aber hier über dem Bett mit der englischen Tagesdecke wirkte es beinahe obszön: eine nackte Frau mit grünen Haaren, die mit weit gespreizten Beinen in die Luft sprang und deren Schamdreieck dreidimensional aus dem Bild herausstand. Die Künstlerin – und ich war sicher, dass solch ein Bild nur von einer Frau stammen konnte – hatte das aufgeklebte Schamhaar aus irgendeinem natürlichen Material nachgebildet, getrocknetes Seegras vermutlich, grün und krümelig, jedenfalls etwas, das man am Strand fand.

Ich fragte mich, ob das Bild immer hier hing oder ob seine Anwesenheit etwas mit dem Motto dieser Woche zu tun hatte: »Wellness, Watt und Weiblichkeit.« Ich stand auf, ging zum Bett, fasste vorsichtig an den Rahmen und nahm es von der Wand. Tatsächlich: Das dunkle Viereck auf der Tapete, dort, wo die Sonne das zarte Blütenmuster nicht ausgebleicht hatte, war kleiner als der Bilderrahmen. Dann hing also sonst etwas anderes dort, vielleicht

ein Leuchtturm im Abendrot oder ein Stilleben mit Muschel und Hummer.

Ich zögerte einen Moment, dann hängte ich das Bild vorsichtig wieder auf. Es gehörte augenscheinlich zum Wellnesskonzept, unter dem Bild dieser Schamgestrüppfrau zu schlafen, und dann wollte ich dabei auch nicht stören. Sicherlich hatten sich die Besitzer dieses seltsamen Hotels etwas dabei gedacht. Was Torge wohl gesagt hätte, wenn er dieses Bild gesehen hätte? Ob er mir dann doch ein anderes Hotel-Arrangement geschenkt hätte statt diesem?

Ich blickte auf die Uhr. Zehn Minuten noch bis zum ayurvedischen Erstgespräch, und ich hatte noch nicht einmal die Hälfte aller Fragen auf dem Formular beantwortet, das ich in meiner Willkommensmappe auf dem Zimmer gefunden hatte. Hektisch begann ich, Krinkel und Kreise zu machen, und sah mich plötzlich selbst dort sitzen, mit der gleichen Betriebsamkeit, die meine Schüler an den Tag legten, wenn sie merkten, dass sie sich weit über die Zeit an der ersten Aufgabe verkünstelt hatten. Retten, was zu retten ist.

Ich musste an die Bio-Arbeit denken, die ich neulich auf dem Stapel gefunden hatte, eine Arbeit, die nur aus zwei Sätzen bestand. »Die Existenz der Hormone als Botenstoffe im menschlichen Körper ist mir bekannt«, hatte Moritz Ebert-Kühn aus der 11b geschrieben. »Leider war es mir aus persönlichen und fachlichen Gründen nicht möglich, meine Kenntnisse in dieser Angelegenheit weiter zu vertiefen.« Kommentarlos hatte ich eine Sechs daruntergesetzt. Es hatte mir nicht leidgetan. Moritz war ein verwöhnter Schnösel, dessen künftige Karriere sich von Lappalien wie einer solchen Schulnote nicht aufhalten lassen würde. Sein Leben war auf Erfolg programmiert. Die Architektenvilla seines Vaters, das Mini Cabrio zum achtzehnten Geburtstag sprachen eine eindeutige Sprache. Allein schon die Eloquenz, mit der er

zugab, dass er das Thema der Bio-Arbeit für Zeitverschwendung hielt. Das schrie nach einer Führungsposition in jungen Jahren. Ich war gespannt gewesen, ob Moritz' Vater mich für diese eindeutige Note verklagen würde, wie schon mehrfach geschehen, aber in diesem Fall war wohl nicht einmal dem Anwalt der Familie ein schlagendes Argument eingefallen.

Manchmal bewunderte ich Leute wie Moritz für ihre Unverfrorenheit. Ich selbst war zu so etwas nicht in der Lage, ich war viel zu gewissenhaft, sogar beim Ausfüllen eines Ayurveda-Fragebogens. Außerdem hatte ich viel Geld für diese Woche bezahlt. Oder eigentlich nicht ich, sondern Torge.

Bevor ich ging, nahm ich das zweite Kissen und die zweite Decke aus dem Doppelbett, packte sie in den Schrank und zog die einzelne Garnitur ganz in die Mitte. Jetzt sah mein Zimmer nicht mehr so aus wie das Zimmer einer verlassenen Ehefrau. Heute Nacht würde ich mich so richtig breitmachen.

Darauf freute ich mich am meisten.

3

Die Tür zum Sprechzimmer der Ayurveda-Ärztin stand offen, und ich stieß sie schwungvoll auf, ohne anzuklopfen. Dr. Sidhoo saß in einem orange-pinkfarbenen Sari hinter einem schäbig furnierten Schreibtisch, nein, sie saß nicht einfach, sie thronte. Obwohl sie genauso klein und dick war wie auf dem Bild und eine unvorteilhafte Hornbrille trug, strahlte sie etwas Königliches aus. Sie hob den Kopf und sah mich mit einem seltsamen Blick an. Es lag etwas Abwartendes darin, aber auch etwas Bedauerndes, so als hätte sie eine Patientin vor sich, die kränker war, als sie selbst wusste. Ein Blick, mit dem unangenehme Diagnosen überbracht wurden.

Dann sah ich, dass die Ärztin nicht allein im Zimmer war.

Auf dem weißen Plastik-Klappstuhl gegenüber dem Schreibtisch saß bereits eine andere Frau. Verfilzte, dunkelblonde Rastalocken schlängelten sich über die Lehne, und ihr Kleid leuchtete in prallen Rot- und Orangetönen wie eine Signallampe im Nebel. So viel Farbe auf einmal ließ den restlichen Raum beinahe wirken wie ein Schwarz-Weiß-Foto.

Langsam drehte sich die Frau mit den Rastalocken um. Sie betrachtete mich aus grünen Augen, dann zupfte sie ein Kosmetiktuch aus der geblühten Spenderbox auf dem Tisch und schnäuzte sich geräuschvoll. Sie blickte in ihr Taschentuch, dann säuberte sie mit einem Zipfel hingebungsvoll ihren silbernen Nasenring. Ihr

Gesicht war mit Sommersprossen übersät. Sie sah aus wie Pippi Langstrumpf, nur in einer deutlich älteren Version.

»Entschuldigung«, sagte ich und machte einen Schritt zurück.

»Alles cool«, sagte sie mit einer seltsam heiseren Stimme. »Du brauchst nicht so zu schreien.«

Ich hab doch nicht geschrien, wollte ich erwidern, schluckte die Worte aber im letzten Augenblick herunter. Hippie-Pippi war nicht die Erste, die von meiner Stimme irritiert war. Oft ging es Fremden so, vor allem, wenn sie nicht wussten, dass ich als Lehrerin arbeitete. Torge machte manchmal Witze darüber, dass ich jedes Jahr zunahm, nicht Kilos, sondern mehrere Dezibel. Es schien sich um eine Berufskrankheit zu handeln, die meisten meiner Kollegen waren ähnlich laut. Und die wenigen, die es nicht waren, wurden vor ihrem fünfzigsten Geburtstag wegen Burn-out krankgeschrieben.

»Ich wusste nicht, dass Sie ...«, begann ich, brach dann aber verduzt ab. Warum hatte mich die Frau einfach geduzt? War das so üblich in Wellnesshotels? So ähnlich wie im Fitnessstudio? Oder war sie noch in diesem Alter, in dem man Fremde automatisch duzte, wenn sie nicht gerade hinter einem Bankschalter saßen oder einen Rollator vor sich herschoben?

»Also, ich warte dann mal draußen«, sagte ich und bemühte mich, meine Stimme zu dämpfen. Aber die Frau war bereits aufgestanden und zupfte an ihrem Kleid. Jetzt, da sie stand, sah man das Muster, ein wildes Batik-Durcheinander, der Stoff knöchellang. Ihre langen Silber-Ohringe klirrten leise, als sie sich in Richtung Tür in Bewegung setzte. »Nicht nötig«, sagte sie und zog dezent die Nase hoch, »wir waren sowieso gerade durch.« Bei ihren ersten Worten war es nur eine Ahnung gewesen, doch jetzt war ich mir ganz sicher: Die Frau hatte eben noch geweint.

Im Vorbeigehen strich sie sich eine dicke Strähne hinters Ohr. Die Strähne ploppte gleich wieder zurück. Von Nahem erinnerten

mich diese Rastafisuren immer an Putzwolle. Die Frau grüßte stumm mit erhobener Hand, in der sie ein Paar lederne Flipflops trug. Leichtfüßig schritt sie über den Linoleumboden des Spechzimmers, als sei es ein tropischer Strand, und mein nächster Atemzug wehte mir ihre Ausdünstungen entgegen, eine Mischung aus einem blumigen Duft, biodynamischem Linseneintopf und einem Hauch von Nikotin. Ich atmete flacher.

»Nimm Platz«, sagte Dr. Sidhoo und wies mit einer anmutigen Geste auf den frei gewordenen Stuhl, als böte sie mir nicht das stapelbare Modell Bengt-Olaf für zehn Euro das Stück an, sondern den Ehrenplatz auf einem Maharadscha-Diwan.

Ich setzte mich auf den Klappstuhl und stand sofort wieder auf. Das Kissen war noch warm. Und wenn ich etwas nicht leiden konnte, dann waren es Sitze, die von fremden Pos vorgewärmt waren.

»Ist irgendetwas nicht in Ordnung?«, fragte Dr. Sidhoo. Ich schüttelte stumm den Kopf, drehte das Sitzkissen um und nahm Platz. Dann entrollte ich meinen Fragebogen und legte ihn vor Dr. Sidhoo auf den Schreibtisch.

Sie blätterte die Fragen flüchtig durch, nickte hier und dort, und ich begann, mich zu ärgern. Da hatte ich mir so eine Mühe gegeben, alles nach bestem Wissen und Gewissen auszufüllen, und dann blätterte diese Möchtegern-Ärztin (war die überhaupt Medizinerin?) nur darin herum wie in einer Promi-Zeitschrift beim Friseur. Ging ich vielleicht so mit den Klausuren meiner Schüler um?

Dr. Sidhoo ließ den Fragebogen sinken, lächelte fein, legte den Kopf ein wenig schief und stützte das Kinn auf die Fingerspitzen.

»Maike also«, sagte sie.

Ich nickte. »Maike mit ai und Johannsen mit zwei n.«

Dr. Sidhoo blätterte und nickte. »Pitta-Kapha«, sagte sie schließlich.

»Und das sehen Sie so schnell?«, fragte ich, gleichzeitig verblüfft über die rasche Diagnose und die Art, wie Dr. Sidhoo redete. Die Ärztin sprach beinahe akzentfrei deutsch, selbst die Art, wie sie die Vokale dehnte, klang eher friesisch als indisch.

Dr. Sidhoo lächelte erneut auf ihre weise Weise. »Die meisten Westler sind Pitta-Kapha.«

»Wozu dann die ganzen Fragen?«, wunderte ich mich und spürte, wie ich rot anlief. Hatte ich also ganz ohne Not preisgegeben, dass ich eher selten mit meinem Mann schlief.

»Oh, das hat schon einen Sinn«, sagte Dr. Sidhoo. »Es gibt mir ein klareres Bild von deinem Charakter. Deinen Gesundheitsstörungen. Deinen Ernährungsempfehlungen. Welches Gemüse du verträgst.« Sie begann, noch einmal in den zusammengehefteten Seiten zu blättern.

»Und das sehen Sie an der Form meiner Augenbrauen?«, siezte ich sie stoisch weiter, gespannt, wie lange wir die unterschiedlichen Anreden durchhalten würden.

Dr. Sidhoo lächelte nachsichtig, wie über ein Kind, das einen missglückten Witz gemacht hat.

»Fisch könnte dir zuträglich sein«, sagte sie und nickte sich selbst anerkennend zu. »Besonders rotfleischiger.«

»Das lassen Sie mal nicht den WWF hören«, gab ich zurück.

»Bitte?« Die Ärztin blickte irritiert auf.

»Thunfisch esse ich zum Beispiel gar nicht mehr.«

Sie sah mich stumm an. Eines stand fest: Wegen ihrer indischen Ernährungslehre würde ich jedenfalls nicht auf meine Prinzipien verzichten.

»Da gibt es diese praktische Taschenbroschüre«, erklärte ich. »In der steht mit einfachen Farbsymbolen, ob der Fischbestand gefährdet ist oder ob eine Überfischung ...«

»Eines kann ich dir jetzt schon sagen«, unterbrach mich Dr. Sidhoo, »du brauchst mehr ... wie sagt man ... Bitterkeit.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte ich.

»Bitterkeit«, sagte sie unbeirrt, »ist eine von sechs Geschmacks-
klassen im Ayurveda. Dir fehlt sie ganz eindeutig.«

Sie nahm ihre Hornbrille ab und sah mich durchdringend an. Etwas an ihrem Blick machte mich frösteln. Auf einmal fühlte ich mich, als wäre ich keine Lehrerin mehr, sondern wieder Schülerin. Das hatte ich lange nicht mehr empfunden.

»Maike«, sagte sie leise, »bevor wir in die gemeinsame Arbeit einsteigen – gibt es etwas, das du mir erzählen möchtest? Das dich bedrückt? Das dir gerade Beschwerden macht, körperlich oder seelisch?«

Schon beim letzten Wort begann ich, energisch den Kopf zu schütteln. »Überhaupt nicht«, gab ich zurück, »mit mir ist alles in bester Ordnung.«

Wieder sah sie mich durchdringend an, dann stützte sie sich mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte auf und wuchtete ihren dicken kleinen Körper hoch. Beinahe war ich darauf gefasst, dass sie mir eine fürchterliche Strafpredigt halten würde – wenn ich auch nicht wusste, weshalb –, aber sie hatte etwas anderes im Sinn.

»Jetzt fehlen mir nur noch ein, zwei Zahlen. Bitte schön.« Sie machte eine einladende Handbewegung und zeigte auf eine Personenwaage mit rot leuchtender Digitalanzeige, die unter dem Bild eines tanzenden, mehrarmigen Indergottes in der Ecke des Raumes stand.

»Sie meinen, ich soll da jetzt ...«

»Sicher.«

»Aber es ist halb drei Uhr nachmittags!«

»Und?«

»Eigentlich ...«, begann ich. Doch was sollte sich ausgerechnet die Ayurveda-Ärztin dafür interessieren, dass ich sonst immer nur morgens nüchtern auf die Waage stieg, und zwar donnerstags, weil

ich immer mittwochs meinen Apfel- und Vollkornreis-Entschlackungstag einlegte?

Ich stand auf, zog die Schuhe aus, stellte mich auf die Waage und schloss die Augen.

»Fünfundsechzig«, verkündete Dr. Sidhoo fröhlich, ehe ich ihr sagen konnte, dass ich das Ergebnis nicht wissen, geschweige denn laut hören wollte. »Dann müsste ich nur noch wissen, wie alt du bist.«

Ich blickte von meiner erhöhten Position auf der Waage auf die kleine Ärztin herab. »Na«, fragte ich herausfordernd, »was schätzen Sie?«

Sie zuckte die Schultern. »Ist immer schwer zu sagen bei Europäerinnen«, sagte sie, »vielleicht achtunddreißig, neununddreißig?«

Neununddreißig. Es war so weit. Jetzt ging ich also selbst bei Schätzungen nicht mehr für Anfang dreißig durch. Und wenn man bedachte, dass die Leute aus Höflichkeit ohnehin noch ein paar Jahre abzogen – wirkte ich dann womöglich wie eine Frau, die schon weit drinsteckte im fünften Lebensjahrzehnt?

Ich fragte mich, was mich verraten hatte. Meine Haare konnten es nicht sein, da gab es noch keine einzige Spur von Grau, auch nicht von oben. Das ließ ich mir jedes Mal bestätigen, wenn ich zum Friseur ging. Vielleicht waren es meine Fingernägel. Besser gesagt, die Daumennägel. Die bildeten seit einiger Zeit diese merkwürdigen Querrillen und Furchen. Keine Ahnung, wann das angefangen hatte und wohin das noch führen würde.

»Vierzig«, sagte ich leise, und Dr. Sidhoo lachte.

»Oh, dafür siehst du aber recht ... sportlich aus.«

Bevor ich nachfragen konnte, was sie damit meinte, legte sie eine Hand zwischen meine Schulterblätter und dirigierte mich sanft zu einer weiteren Tür, die in ein Nebenzimmer führte.

»Meine Masseurin ist jetzt bereit«, erklärte sie.

»Ist die auch aus Indien?«

»Nein, Ose hat ihre Ausbildung hier gemacht.«

»Hier? In diesem ... äh ... Hotel?«

»An der Ayurveda-Akademie südliches Nordfriesland.«

»Und was für eine Behandlung ...«

»Du bekommst gleich deine erste Verjüngungsmassage.«

Es verschlug mir die Sprache. Erst auf achtunddreißig geschätzt werden, und jetzt die Verjüngungsmassage, mit einer Selbstverständlichkeit, als käme gar nichts anderes infrage. Das war keine Wellnesswoche, das war das Festival der tausend Grausamkeiten. In dem Moment ahnte ich: Diese Tage an der Nordsee würden mir alle, aber auch alle Illusionen über mein bisheriges Leben nehmen.

Auch wenn ich da natürlich noch nicht wusste, wie recht ich mit dieser Ahnung haben würde.

Als die Tür zum Nebenzimmer aufging, verstand ich, woher der Geruch nach Linseneintopf gekommen war, und entschuldigte mich innerlich bei der Hippie-Frau. Immerhin, für ihre Ausdünstungen hatte sie nichts gekonnt. Das gehörte wohl zur Behandlung. Der Duft stieg von einem kupfernen Tiegel auf, der mit einem rötlichen Öl gefüllt war, in dem Bröckchen von Gewürzen und Kräutern schwammen. Eine hagere Blondine hatte sich über den Tiegel gebeugt und rührte darin. Sie hatte große Ähnlichkeit mit einem Pferd, vom dichten Pferdeschwanz bis zum Gebiss. Der weiße Zweiteiler aus Leinen, mit dem sie bekleidet war, erinnerte mich an einen Kinderschlafanzug.

»Sie kann sich schon mal ausziehen«, sagte die Masseurin zu Dr. Sidhoo.

»Alles?«, fragte ich.

»Sie muss nicht so laut reden, ich höre sie bestens«, sagte die Masseurin zu Dr. Sidhoo.

»Schön«, sagte Dr. Sidhoo, »dann entspann dich gut, Frau Johanssen.«

Das fand ich nun wieder originell, diese Kombination aus Duzen und Nachnamen. Sonst benutzten das nur Kinder gegenüber ihrer Grundschullehrerin oder Supermarktkassiererinnen untereinander.

Ich drehte mich zur Wand und legte Jeans, Ringelshirt und

Unterwäsche ab. Als ich gerade meinen Slip dazugelegt hatte, berührte mich etwas Weiches am Rücken.

»Umdrehen«, sagte die Masseurin. Dann zog sie mir ein Stück Stoff zwischen den Beinen hindurch und befestigte es wie einen Lendenschurz. Ich blickte kurz in den Spiegel an der Wand und noch schneller wieder weg. Ein weiblicher Tarzan mit schweren Hüften, der nicht so aussah, als könnte er Urwaldbäume erklimmen, geschweige denn, sich von Liane zu Liane schwingen.

Ose wies auf einen Plastikhocker, ich setzte mich ergeben hin und heftete einen Blick auf das bunte Batiktuch an der Wand, das wieder den indischen Gott mit Flöte und einer imposanten Anzahl von Armen zeigte. Alles, nur nicht wieder dieses Spiegelbild mit meinen traurigen kleinen Speckröllchen über dem Leinentuch. Aus dem Nirgendwo fiel mir plötzlich ein, was meine Mutter früher immer gesagt hatte: Es gibt eine kurze Zeit, in der Menschen unbedeckt am schönsten sind, eine noch kürzere Zeit, in der es sich die Waage hält, und die längste Zeit ihres Lebens sind sie bekleidet deutlich attraktiver. Vermutlich war ich eben Zeuge meines eigenen Verfalls gewesen: der Moment, in dem die Waage kippte. Für einen kurzen Moment fragte ich mich, wie es Frauen in meinem Alter ging, die noch einmal von vorne anfangen mussten mit dem Dating-Spiel, die sich mit vierzig oder mehr Jahren einem neuen, unbekanntem Mann zeigen mussten.

Und zwar nackt.

Es hatte wirklich eine Menge Vorteile, verheiratet zu sein.

Ose stellte sich vor mir auf, versperrte den Blick auf das Tuch und faltete ihre Hände.

»Gebet«, sagte sie.

»Amen«, sagte ich und lachte.

Ose lachte nicht. Sie schloss die Augen und rieb die Handflächen vor dem Herzen zusammen, als wollte sie damit Feuer machen.

»Hab ich so gelernt«, rechtfertigte sie sich. »Von meiner Lehrerin aus Sri Lanka.«

»An der Akademie nördliches Nordfriesland?«

»Südliches Nordfriesland. Obwohl, wenn Sie mich fragen, das war eigentlich eher östliches Ostfriesland.«

Nach so viel Spontan-Geduze fand ich es schon beinahe befremdlich, dass Ose Sie zu mir sagte. Es fühlte sich so lehrerinnenhaft an. Nein, es passte nicht hierher.

»Und ohne diesen spirituellen Krimskrams wirkt die Massage nicht?«

Ose sah mich verdattert an, und ich begriff, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Man sollte Masseurinnen wohl nicht vor der Behandlung schon gegen sich aufbringen, schließlich hatten sie einen für die nächsten dreißig Minuten in der Hand.

Schon wollte ich mich entschuldigen, aber Ose kam mir zuvor. Entschuldigend zuckte sie die Schultern.

»Wat mutt, dat mutt«, sagte sie.

Dann schloss sie die Augen, atmete mehrmals tief ein und aus und verfiel schließlich in einen monotonen Singsang, wobei sie sich mit geschlossenen Augen mehrfach verneigte, vermutlich vor einer imaginären Gottheit. Welcher Teil des Paketes war das jetzt wohl: noch Wellness oder schon Weiblichkeit?

Nach einiger Zeit öffnete sie die Augen wieder, verbeugte sich noch einmal nach allen Seiten, griff dann meinen nackten Arm und zog mich etwas unsanft vom Hocker hoch.

»Da hinlegen«, befahl sie. »Augen zu.«

Ich kletterte auf die Massagebank und legte meinen Kopf in die kleine Schale am Ende, das Gesicht nach unten. Ich war froh, dass die Massage auf dem Bauch liegend begann, denn Augenschließen, das war nicht mein Ding. Nie gewesen, außer im Schlaf. Ich hatte es noch nie gemocht, mich anderen auszuliefern, die Kontrolle abzugeben. Nicht einmal ... ganz ehrlich: nicht einmal beim

Sex. Geschweige denn auf einer Massagebank in Gesellschaft einer spirituell angehauchten Nordfriesin.

Torge war da ganz anders, der liebte es, massiert zu werden. In unserer ersten Zeit hatte das zu unserem Sonntagmorgenritual gehört: erst Liebe machen, dann Rücken kneten. So war auch Torges erster Kosenamen für mich entstanden: »MOM«, die Abkürzung für »Master of Massage«. Im Lauf der Jahre waren verschiedene Varianten dazugekommen, wie Mommelchen, Mommeline oder Mommske, nachdem wir ein Wochenende in Berlin verbracht hatten.

Merkwürdigerweise war mir erst vor Kurzem aufgefallen, dass »Mom« zugleich das englische Wort für »Mama« war. Es war ein bisschen so, als hätten wir uns von jeher »Mutti« und »Vati« genannt. So, wie Paare in der Generation unserer Eltern es getan hatten, etwa im Rentenalter. Nur, dass wir schon mit vierundzwanzig damit angefangen hatten. Ob das auch typisch für Pitta-Kapha war?

Auf dem Boden unter mir konnte ich ein rotes Orchideenblütenblatt erkennen, das von der Dekoration heruntergefallen sein musste, und aus den Augenwinkeln sah ich Oses große bleiche Füße in weißen Plastiksandalen. Dann spürte ich den ersten Guss von warmem Öl auf dem Rücken und widerstand der Versuchung, nach der Uhrzeit zu fragen. Hoffentlich dauerte es nicht zu lange. Sowenig, wie ich es ertragen konnte, die Augen zu schließen, sowenig ertrug ich es, wenn ich nicht Herrin war über meine eigene Zeit.

Ich bemühte mich um Entspannung und hing meinen Gedanken nach. Wie mein Leben wohl ausgesehen hätte, wenn ich Torge nicht getroffen hätte? Torge, das rettende Ufer, das Festland. Auf einem Drittsemesterfest im Physikalischen Institut hatte er mir einen Pappbecher Bier mit Limo ausgegeben, einfach so, obwohl wir uns nur vom Sehen in der Mensa kannten, und am Ende des

Abends hatte er meine Hände genommen und gesagt: »Ich seh schon, ich seh.«

Ich hatte nicht gewusst, was er meinte. Hatte nichts gesehen. Aber ich ließ mich von ihm küssen, und damit war eigentlich schon alles klar. Schon an diesem ersten Abend, noch Wochen vor jenem schicksalhaften Wochenende im Haus seiner Eltern, an dem wir gemeinsam die Weichen stellen sollten, unabsichtlich und unwiderruflich, dem Wochenende, von dem an unser Leben eine gerade, übersichtliche Strecke in einem sicheren Gleisbett geworden war. Und dann dieser Anruf, zwei Wochen später, mit dem noch einmal alles ganz anders hätte kommen können.

Aber daran wollte ich jetzt nicht denken. Ich wusste ja, wozu das führte. Ein Gefühl, als wäre ich eine alte schwarze Schallplatte mit einem Kratzer, an dem die Nadel festhing, während sie sich weiterdrehte, über Stunden, Tage, Jahre. Wie man diesen Plattenspieler stoppen konnte, das hatte ich bis heute nicht herausgefunden. Aber wie man den Ton herunterdrehte, damit man es nicht hören musste, das schon.

Jetzt öffnete sich die Tür des Behandlungszimmers, und ein weiteres Paar Füße auf quietschenden Gesundheitslatschen näherte sich meiner Liege. Ich versuchte, mich umzudrehen, wurde aber von Ose sanft wieder in die Horizontale zurückgeschoben. »Pscht«, flüsterte sie und begann, mit ihrer Kollegin zu tuscheln. Dann spürte ich die zwei Händepaare der Masseurinnen auf meinem Rücken, synchron auf- und abwandernd, das Öl verteilend, als spielten sie ein vierhändiges Klavierstück. Nein, eigentlich eher so, als marinierten sie ein Schnitzel. Nach einer Weile bearbeiteten die beiden Frauen mich mit den Handkanten, so als sollte ich für einen Festtagsbraten zurechtgemacht werden. Und das mir, die ich seit Jahren kaum noch Fleisch aß.

Von ferne hörte ich das Sirren eines startenden CD-Players, dann begann eine meditative Musik mit Sitar und Mönchsge-

sängen, ungefähr wie das, was ich mal in der Yogagruppe im Sportverein Alstertal gehört hatte, zu der meine Nachbarin mich geschleift hatte. Noch zwei Tage danach hatte ich die Mantras zu Gast in meinem Kopf gehabt, und sie waren die unangenehmsten Ohrwürmer, die mich jemals heimgesucht hatten, eintönig und leiernd. Schließlich hatte ich eine CD der Red Hot Chili Peppers aus den frühen Neunzigerjahren genommen und mir eine Radikalkur verpasst, bis der spirituelle Singsang im Oberstübchen endlich verstummt war.

Gleich nachher wollte ich Torge anrufen und ihm von der Linsensuppenmassage berichten. Gar nicht so schlecht, mal ein paar Tage getrennt zu verbringen. Wenn das so weiterginge, würden wir genügend Gesprächsstoff bis Weihnachten haben.

»Sie, Entschuldigung, Sie da!«

Ich blieb stehen und drehte mich um. Hinter mir kam eingehakt ein älteres Paar in identischen Windjacken den Gang entlanggelaufen, grün mit lila und silbrig glänzenden Aufnähern. Auch ihre Freizeitjeans und neu aussehenden Turnschuhe waren die gleichen. Die Frau war deutlich kleiner als ihr Mann, rundlich und rosig, und weil sie sich eingehakt hatte, musste sie immer zwei schnelle Trippelschritte machen, wenn er ein langes Bein vor das andere setzte.

»Sie können uns doch sicher sagen, wo es hier zum Speisesaal geht«, sagte der Mann, und seine Frau nickte aufmunternd.

»Ich denke, da vorne«, sagte ich, »ich bin auch den ersten Abend hier.«

»Oh.« Der Mann blickte mich verblüfft an. »Und wir dachten ...«

»Was denn?«

»Ja, weil Sie hier so zielstrebig entlangkamen«, erklärte die Frau eilig, »da dachten wir: Die Dame kann uns sicher den Weg zeigen.«

»Bedaure.« Ich hob die Hände. »Dann müssen wir uns wohl gemeinsam auf die Suche machen.«

»Es ist nur ...« Die Frau suchte nach Worten. »Sie wirken einfach wie jemand, der weiß, wo es langgeht.«

»Berufskrankheit.« Ich musste lachen. »Wenn eine Lehrerin nicht weiß, wo es langgeht, hat sie schon verloren.«

»Angenehm.« Der Mann streckte mir eine Hand hin. »Schatz.«

Wie bitte? Wollte der etwa mit mir flirten, vor den Augen seiner Gattin? Plötzlich kam mir ein Gedanke: Ob Torge mich extra auf diesen Frauentrip geschickt hatte, weil er sicher sein konnte, dass ich hier nicht auf dumme Gedanken kam? Weil fremde Männer nicht zur Kernzielgruppe gehörten, wenn es um Wellness, Watt und Weiblichkeit ging? Anders gefragt: War Torge am Ende mal wieder ein bisschen eifersüchtig?

Ich fand die Idee ganz schmeichelhaft. Er musste glauben, dass ich für andere Männer noch interessant war. Und zwar auch für solche Männer, die keine fallschirmseidenen Jacken trugen. Nun, wenn dem so war, konnte er ganz beruhigt sein: Boldsum war mit Sicherheit eine flirtfreie Zone.

Ich griff nach der ausgestreckten Hand und schüttelte sie zurückhaltend.

»Wir heißen so«, erklärte die Frau beflissen.

»Sie heißen wie?«, fragte ich verwirrt.

»Schatz, Hans-Gerd«, wiederholte der Mann und quetschte mir dynamisch die Hand, »meines Zeichens Bauingenieur. Und das ist meine Frau, die Geli.«

»Maike Johannsen.«

»Maike? Mit ›ai‹ oder ›ei‹?«

»Mit ›ai‹«, sagte ich und rieb meine schmerzende Hand. Dieses Schätzchen war vielleicht Bauingenieur, hatte aber einen Händedruck wie ein Klempner.

»Und Sie begleiten Ihre Frau zu der Wellnesswoche?«, fragte ich ihn, während wir gemeinsam weiter den Flur hinabgingen, vorbei an einer Kommode mit einem imposanten Buddelschiff oben drauf. Vom Ende des Gangs drangen uns Tellerklappern und gedämpftes Stimmengemurmel entgegen.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Janna Hagedorn**Friesenherz**

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35840-9

Diana

Erscheinungstermin: Februar 2015

Eine Woche Urlaub an der Nordsee – neues Leben inklusive

Zwei Frauen, zwei Leben: Maike – Lehrerin, verheiratet, bodenständig – und Ann – Künstlerin, Single, chaotisch. Nichts haben sie gemeinsam außer ihrem Alter und müssen doch während einer Wellnesswoche an der Nordsee notgedrungen ein Hotelzimmer teilen. Doch Gegensätze ziehen sich an, und schon bald verstehen sie sich blendend. Bis eine Nachricht wie eine Bombe einschlägt und das Leben beider Frauen für immer verändert.